

**Zeitschrift:** Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus  
**Herausgeber:** Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege  
**Band:** 23 (1929)  
**Heft:** 5

**Artikel:** Zur sexuellen Frage. 1., Zum Problem der Familie ; 2., Momentbilder aus einer dermatologischen Poliklinik  
**Autor:** Bietenholz-Gerhard, A. / Guérin, René  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-135867>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

und hohlem Wesen. Wirkliche Freiheit vollendet sich in der Kindlichkeit. Wir stehen zuletzt vor der Paradoxie: Nur das Kind ist wahrhaft frei. Also, wenn du wirklich frei werden willst, dann wirf all dein gemachtes Selbständigkeitsstreben und Selbständigkeitsgetue ab und lerne — im höchsten Sinne, im Kindessinne — dienen. „Wer seine Seele verlieret um meinetwillen, der wird sie finden.“

Wenn wir dafür die letzten Worte brauchen wollen, so müssen wir sagen: Der Ruf zur Freiheit in uns ist der Ruf G o t t e s. Er ist heilig. Wir gelangen aber zur Freiheit nur dadurch, dass wir Gott gehorchen. Hier stoßen wir ja auch auf die letzte Wurzel des falschen Freiheitsstrebens. Denn woher stammt jenes Geltenwollen, das sich in seiner Selbständigkeit verkrampft? Wir haben erklärt: aus falschem Drang zur Absolutheit. Aber woher stammt dieser? Es ist ganz klar: er stammt aus der Entfernung von Gott, der das e c h t e Absolute ist. Wir machen, sobald dies geschieht, uns Götzen, machen besonders gern aus uns selbst einen solchen und geraten auf alle Fälle in die Knechtschaft des Endlichen. G o t t zu dienen aber ist Freiheit — das allein!

L. R a g a z.

## Zur sexuellen Frage.

### 1. Zum Problem der Familie.

In seiner „Jeremias Gotthelf“-Biographie weist Rudolf Hunziker darauf hin, wie Pestalozzi und Gotthelf sich in ihrer Wertschätzung der Familie treffen, wie der eine sagt: „Es ist nicht der Staat, nicht die Schule, nicht irgend etwas anderes des Lebens Fundament, sondern d a s H a u s ist es“ — und der andere ihm beipflichtet, „dass vom H a u s e a u s die Wiedergeburt der Schweiz gehen müsse“.

Was sagen wir dazu in unserer Zeit, wo Begriffe wie Kameradschaftsehe und gewisse echte kommunistische Tendenzen vielleicht mehr an der Form als am Fundament der Ehe rütteln, zugleich aber eine Paarung von kultureller Verfeinerung und sittlicher Dekadenz — wovon die letztere sich hie und da in das Gewand eines falschen Kommunismus kleidet, — auch die Grundlagen der Familie unterhöhlt?

Was halten wir von der Familie, die wir zum guten Teil durch das „Vater- und Söhne“-Problem persönlich hindurchgehen mussten und noch müssen, Wunden schlagend und Wunden empfangend?

Was sagen wir als Sozialisten dazu, die wir in der Familie, im Familienegoismus und im Erbrecht eine der stärksten der Klammern erkennen, die den Kapitalismus zusammenhalten?

Was sagen wir dazu vom Standpunkt des Sozialpolitikers, der die unheilbar a-sozialen, insbesondere auch aus dem Erdreich ihrer Fa-

milie entwurzelten Elemente, die oft selbst Opfer äusserlich oder innerlich unguter Familienverhältnisse sind, nicht mehr oder nur noch mit schlechtem Gewissen in Zwangsanstalten, Gefängnissen, Irrenanstalten einzusperren sich getraut und doch nicht weiss, was sonst mit ihnen anfangen?

Und lebt in unserer Seele, wie in der der Menschen anderer Zeiten und Länder, neben der selbstverständlichen Bejahung unserer Zusammengehörigkeit, unserer äussern und innern Verbundenheit mit den andern Menschen, nicht doch auch noch wenigstens eine leise Spur des Widerspiels dagegen, der Abkehr vom „freien und sich freien lassen“ und der Sehnsucht nach Gipfeleinsamkeit der Seele?

Wir wissen, dass Jesus mehr als einmal das Alleinsein suchte, und dass es einen Konflikt mit den Banden des Blutes gibt, der zum Befehl Gottes führen kann: „Gehe hinweg aus deinem Vaterland und aus deiner Freundschaft“, und zum Operationsmesserschnitt des oft allzu leicht gesungenen Reformationsliedes: „— — Leib, Gut, Ehre, Kind und Weib, lass fahren dahin—.“

Mir scheint, dass Christi Stellung zur Familie d r e i Linien aufweist, die zu e i n e m Punkte hinführen, und dass aus diesem Punkt Antwort kommt auf unsere Fragen, Antwort allerdings nicht im Sinne eines Tischleins-deck-dich, das fix und fertige Lösungen vor uns hinstellt, mit denen wir uns ohne eigene Mühe nur zu bedienen brauchen.

Die erste, am meisten in die Augen fallende Linie in Jesu Verhalten zur Familie ist deutlich g e g e n sie gerichtet. Da ist schon sein Zurückbleiben im Tempel als Zwölfjähriger und seine Antwort an die ihn suchenden Eltern: „Wisst ihr nicht, dass ich sein muss in dem, das meines Vaters ist“, dass ich mehr in den Tempel gehöre als in euer Haus?

Dann nach seiner Rückkehr aus der Wüste und beim Beginn seiner Predigtstätigkeit die Berufung der Jünger. Er rief sie, und sie verliessen alles, Eltern, Geschwister, vielleicht sogar Weib und Kind; aus der Erwähnung der Schwiegermutter des Petrus geht hervor, dass er verheiratet war. Was würden w i r heute sagen, wenn irgend ein Prediger käme und z. B. aus einer Bauernfamilie gleich zwei erwachsene Söhne auf's mal „entführte“, wohl die Stützen schon alternder Eltern, wie Jesus die Brüder Simon und Andreas, Jakobus und Johannes mitten aus der Arbeit, vom Fischfang und Netzflicken fortrief, um Menschenfischer aus ihnen zu machen? Würden wir dem nicht empört das 5. Gebot vorhalten?

Weiter ist da die bekannte Zurückweisung seiner Mutter und seiner Brüder, indem er fragt: „Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder?“ und selbst antwortet, nicht jene nach Fleisch und

Blut mit ihm verwandten Menschen seien es, sondern „wer den Willen meines Vaters im Himmel tut.“

Oder nennen wir das Familienpietät, wenn Jesus einem, der ihm folgen wollte, verbot, zuerst noch am Begräbnis seines Vaters teilzunehmen: „Lass die Toten ihre Toten begraben! — Du aber gehe hin und verkündige das Reich Gottes?“

Dazu vor allem dann noch Jesu eigener Verzicht auf Heim und Herd: die Füchse haben Gruben und die Vögel des Himmels Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege —.

Diese Stellen zeigen aber nicht nur eine Rücksichtslosigkeit gegen die Familie, die davor warnt, in ihr etwas schlechthin Unantastbares, einen allerletzten und höchsten Wert zu sehen, sondern sie zeigen auch schon klar, um wessentwillen allein Jesus die Ansprüche der Familie zurückdrängt. „Er verkündigte das Evangelium von dem Reich (Gottes)“, heisst es (Matth. 4, 23) von seiner Tätigkeit gleich von Anfang an. Um dieses Reiches, um der Herrschaft Gottes willen, hält es ihn im Tempel, reisst er die Jünger aus ihren Familien heraus, weist er die Seinen von sich, lehnt er die einfachste Pietätspflicht ab. Der einzige Grund und die einzige Rechtfertigung dieser Rücksichtslosigkeit liegt darin, dass der Wille Gottes erkannt, dass Menschen gewonnen werden sollen, ihn zu tun, dass die Botschaft von seinem Reiche hinausgetragen werde.

So beweisen auch schon die Zurückstellungen der Familie dadurch, dass sie einzig und allein um des Allerhöchsten willen geschehen, wie viel die Familie gilt.

Die liebevolle Anerkennung der natürlichen Bedeutung der Familie, da, wo sie nicht mit dem Reich Gottes in Konkurrenz tritt, sondern im Gegenteil der irdische Nährboden der Liebe ist, die Gott will, ist dann die zweite Linie in Jesu Verhalten zur Familie. Er vermag die Liebe von Eltern und Kind, Mann und Frau, Bruder und Schwester mitzufühlen und wird durch Kindesunschuld beglückt.

Schon seine erste Tat, an der Hochzeit zu Kana, räumt einen Stein aus dem Weg einer eben werdenden Familie, beseitigt eine Schwierigkeit, aus der sonst vielleicht ein lang nachwirkender Gifttropfen in ihr Glück gefallen wäre.

Als liebevoller Schützer und Erhalter der Familie steht Jesus vor uns, wenn er dem schmerzzerrissenen Jairus sein Töchterchen wiederschonkt, wenn ihm angesichts des Leichenzugs am Stadttor zu Nain das Mitleid mit dieser armen Witwe überwältigt und er den Sohn seiner Mutter zurückgibt, wenn er ein von einem unreinen Geist besessenes Kind geheilt dem Vater und Lazarus aus dem Grabe seinen Schwestern wiedergibt.

Und wie er die Kinder liebte, wissen wir auch.

Endlich die dritte Linie.

Als Jesus am Kreuze hing, verband er seine Mutter, die den Sohn verlor, und Johannes, der den verlor, der ihn „lieb hatte“, durch die Worte: „das ist dein Sohn“, „das ist deine Mutter“ so miteinander, dass „von der Stunde an der Jünger sie zu sich nahm“, dass sie fortan Mutter und Sohn waren auch ohne leibliche Verwandtschaft.

Geht es zu weit, wenn man sagt, damit habe Jesus die Familie über die leibliche Verwandtschaft hinaus erweitert?

War sein Verhältnis zu seinen Jüngern, zu Maria, Martha und Lazarus nicht auch ein geschwisterliches, nicht durch das Blut, aber durch die Aufgabe der Erkenntnis und der Verkündigung der frohen Botschaft

Und dann hat Jesus diesen Gedanken der Bruder- und Schwesternschaft aller Menschen in der Verbundenheit durch den Dienst am Reich Gottes ja zum letzten Ende geführt, indem er Gott als den Vater aller Menschen aufgezeigt hat. Da ist er selbst der Erstling der grossen Familie der Kinder Gottes, und Brüder und Schwestern sind alle, die den Willen des Vaters im Himmel tun. Sub specie aeternitatis, im Lichte der Ewigkeit ist das die grosse Gottesfamilie, der keiner fernbleibt, der alle angehören.

Dass dieser Gedanke in die Ewigkeit führt, dass die erste Christengemeinde zu früh die Hand nach der vollen Krone ausstreckte, ist kein Grund dagegen.

Freilich gilt es nun, sich nicht im Unendlichen zu verlieren, sondern vielmehr gerade an dieser Ewigkeitsrichtschnur den Weg durch das Gewirr der praktischen Gegenwartsfragen zu finden. Auch bei Jesus setzte sich ja das Gefühl der Bruderschaft zu den Menschen in praktisches Tun um, so wenn er den Einzelnen von Krankheit erlöste oder dafür sorgte, dass hungrige Scharen satt wurden.

Die sich aus allen drei Linien des Verhaltens Jesu zur Familie ergebende Richtschnur ist also: Gut, gross, heilig an der Familie ist, was sich nicht in Gegensatz zur Königsherrschaft Gottes stellt, nicht sich an deren Platz zu drängen sucht, sondern was im Gegenteil im Dienste des Reiches Gottes steht. Zu diesem Dienst ist die Familie als irdischer Widerschein der Liebe Gottes in unvergleichbarer Weise berufen, soll und kann geradezu Keimzelle des Gottesreiches sein. Aber sie kann auch zum Götzen werden und sich anmassen, was Gottes ist.

Sie kann Baustein und Werkzeug für das Reich Gottes sein, aber sie kann ihm auch zum Schädling und Hemmnis werden.

So einfach diese Richtschnur ist, — wie alle göttliche Wahrheit, — so wenig leicht ist es doch, auch nur in der Theorie das Gewirr aller Fäden, die das Leben der Familie und ihre Probleme bil-



den, darnach zu ordnen, noch viel schwerer oft, im praktischen Einzelfall den richtigen Weg zu sehen und am allerschwersten, ihn zu gehen.

Jakob Weidemann weist in „Pestalozzis Soziale Botschaft“ darauf hin, dass jener verlangt hat, man solle ledige Mütter auf Kosten des Staates bei tüchtigen, liebevollen Bauersleuten unterbringen und sie dort mit ihrem Kinde zusammen möglichst lange lassen.

Das wäre eine solche Erweiterung der Familie um Gottes willen über den Rahmen der Blutsverwandtschaft hinaus. Und sicherlich hat Pestalozzi da recht gesehen. Die Aufnahme in eine tüchtige, liebevolle Familie, auf Kosten der Allgemeinheit, die ja heute auch die Strafanstalten bezahlt, wäre sicherlich die beste Lösung nicht nur für manches Kind ohne Heim oder nur mit einem unguten Heim, sondern auch für zahlreiche schwache, kranke, einsame, bedürftige, fehlende Menschen, ja verfehlte Existenzen, die nichts nötiger hätten, denen vielleicht sonst nichts mehr helfen kann als ein Heim, Eltern, Geschwister, Kinder um sich herum zu haben. Anstalten, selbst wenn in ihnen nicht mehr als gut ist mit Geld gespart werden muss, und wenn in ihnen nicht mit Liebe geknausert wird, müssen doch nur Notersatz bleiben und sind für viele Fälle auch gar nicht vorhanden.

Die Familie hat da sicher eine gewaltige Aufgabe, sie wäre die Lösung, wenn —, ja wenn — — —.

Erweiterung der Familie ist leicht gesagt, aber schwer getan. Trotzdem aber hat im stillen schon manches Kind und mancher Mensch so eine Heimat gefunden und zwar wohl ebenso oft bei bescheiden, als bei wohl gestellten Leuten.

Die Schwierigkeiten kommen teils aus den äusseren Verhältnissen: Geldfrage, Platzmangel in unsern Wohnungen, Zeitmangel in unserer überhasteten Zeit, teils aus den Menschen, aus den Familien, die aufnehmen sollten, und aus den Menschen, die aufgenommen werden sollten.

Diese Schwierigkeiten, die äussern wie die innern, führen uns nun auf das eigentliche Problem der Familie selbst in seinem ganzen Umfang zurück.

Schon die äussern Schwierigkeiten weisen in die Tiefe, zum Gegensatz: Gott und Mammon.

Dass viele, die allermeisten Familien gar nicht die Möglichkeit haben, auch beim besten Willen nicht, die Fürsorge für ein fremdes kleines oder grosses Menschenkind zu übernehmen, dass andere, die materiell dazu imstande sind, nicht von ferne daran denken, ein solches Opfer zu bringen, das offenbart die ganze Enge und Gebundenheit unserer privatrechtlichen Welt, den ganzen Druck und Zwang unserer Stadt- und Hetzkultur.

Und da sind nun gerade unsere Familien ein Hauptträger dieser

verkehrten Welt geworden. Bei den Besitzlosen muss die Gründung eines Hausstandes dazu helfen, zu zweit besser durchzukommen als allein; die Kinder sollen später mitverdienen und vielleicht zuletzt, im Alter, noch Stütze und Unterschlupf sein.

Zu den besser gestellten Kreisen konzentriert sich gerade auch bei tüchtigen, sorglichen Menschen die Kraft und das Streben auf den Erwerb eines sichern Vermögensstandes für sich und dereinst für die Kinder.

Das ist durchaus das Normale, — und doch steht da die Familie nicht im Dienste des Reiches Gottes, sondern im Dienste der Welt und trifft sie das Wort Jesu: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.

Mir scheint, dass Richter Lindsey diesen Fluch, der vom Geld aus, bei den Besitzenden wie bei den Besitzlosen, auf die Familie fällt, übersieht und dass von da aus ein Licht auch auf das Sexualproblem fällt, das er in seinem Buch: „Die Revolution der Jugend“ als Wirklichkeit, die uns ängstigt und uns mit quälender Fremdheit anschaut, — um Worte von Paul Trautvetter zu brauchen, — aus dem Dunkel in die Helligkeit gerückt hat. Jener amerikanischen Jugend, mit der Lindsey es vorwiegend zu tun hat, ist das Auto ungefähr so selbstverständlich wie unserer Jugend das Fahrrad. Sie lebt auf einem Niveau, das ihr Eltern mit reichlichem Einkommen und eine rasch reichgewordene Nation bieten. Da entbrennt in ihr, — unter dem Einfluss unserer von allerhand Prüderien glücklich befreiten, dafür aber vom Kinogeist auch ausserhalb des Kinos unheilvoll beherrschten Zeit, — in halber Kindheit schon der Sexualtrieb in heller Flamme. Und bei aller wahrer Wohlmeinenheit weiss Lindsey im Grunde doch keinen andern Rat als: Brennen lassen und Folgen verhüten, Geburtenverhütung. Später einmal, wenn die Flamme ein wenig verlodert ist, wird schon noch ein rechtes Herdfeuer daraus werden.

Bei uns bestehen bei der Jugend der mittel- und gutsituierten Schicht in sexueller Hinsicht sicherlich nicht die gleichen Zustände, noch nicht jedenfalls.

Aber dafür bestehen sie unter unserer besitzlosen Jugend. Vielleicht sehe ich als Amtsvormund zu schwarz, aber ich glaube, dass mehr als die Hälfte unserer städtischen Proletarier-Jugend, Burschen wie Mädchen, bevor sie in die Ehe treten, schon sexuellen Verkehr gehabt hat, und oft mit mehreren, ja oft solchen Verkehr schon ganz gewohnt ist, auch sie unter dem missleitenden Einfluss an und für sich guten freiern Denkens und kinodramatischer Aufpeitschung.

Lindsey hat ganz recht, dass es keinen Zweck hat, diesem über die Ufer getretenen Strom des sexuellen Trieblebens gegenüber Moral, Bravheit, Selbstbeherrschung zu predigen, und noch mehr

recht hat er, dass es verrückt ist, nur die unerwünschten Folgen durch Abtreibung zu beseitigen. Aber ich sehe nicht, dass er selbst an die Wurzeln gelangt.

Nichts erlöst so sehr vom Drang der sinnlichen Triebe als das Erfüllt- und Ergriffensein von einer *A u f g a b e* und die Umsetzung aller Kraft in *A r b e i t* zu ihrer Lösung.

Darum hat und wird es je und je Menschen geben, die so ausschliesslich irgend einer Aufgabe gehören, dass das Zölibat, die Keuschheit für sie der naturgemässe Zustand sind. Darum auch ist Menschen, denen Ehe oder Elternschaft versagt ist, die Möglichkeit gegeben, in irgend einer kleinen oder grossen Aufgabe eine gesunde Lebenserfüllung zu finden, ohne dass jemand ein Recht hätte, über „verdrängte Triebe“ zu lächeln, besonders auch noch vom Standpunkt eigener Teilnahmslosigkeit für alle höheren Aufgaben aus.

Ganz besonders ist es nun aber Sache der Jugend, gerade von der Zeit an, in der sie in die Geschlechtsreife tritt, sich den Aufgaben des Lebens zuzuwenden und sich dafür zu begeistern. Jetzt, vom 14. Jahre an etwa bis zum 20. oder auch noch ein paar Jahre darüber hinaus, bevor die nüchternen Anforderungen des Daseins allerhand Abstriche am Hoffen und Streben gemacht haben, kann und darf und soll die Jugend sich hineinstürzen in die Fülle der Aufgaben des Lebens, um sich je nach Temperament, Anlagen und Kräften rascher oder gemächlicher die eine oder andere zum Lebenszweck zu erwählen. Und sie soll hierfür schon redlich arbeiten, ihre frischen Kräfte tummeln und anstrengen.

Jene amerikanische Jugend hat diese Anstrengung nicht nötig. Der Wohlstand ihrer Klasse und ihres Landes sichert ihr ein komfortables Dasein. Vor ihr liegt eine ebene Autostrasse, auf der sie das Auto, das ihre Eltern bezahlen, mühelos überall hin bringt. Da schiesst die junge Kraft, die sich nicht in *A r b e i t* umsetzt, in ihr Triebleben hinein und jagt es als lodernden Brand in die Höhe.

Unserer Proletarierjugend aber fehlt nicht die Arbeit, wohl aber die *A u f g a b e*. Arbeiten muss sie, aber nur für den Broterwerb. Sie kommt zu kurz am innern Ergriffen- und Begeistertwerden für ein höheres Ziel, das man erstreben und erkämpfen möchte. Sie hat keine Gipfel, sondern auch nur eine ebene Landstrasse vor sich, auf der sie aber staubschluckend dahinwandern muss. So brauchen auch bei ihr ungenützte Kräfte einen Ausweg und finden ihn, wie bei ihren Brüdern und Schwestern in Amerika, wenn auch vielleicht nicht als lodernde Flamme, so doch als brodelnde, trübe Flut.

Sage mir keiner, dass die überschüssige Kraft, die da seitwärts ausbricht, nicht das Beste bei den einen versengt und bei den andern verschlammt! Gewiss ist es eine Revolution der Jugend, ein Protest ihrer jungen Kraft, aber sie verpuffen im Leeren.



Dass es so ist, daran ist schuld, zum sehr grossen Teil jedenfalls, dass uns das Geld und was mit ihm zusammenhängt regiert; es herrscht über unsere Körper so gut wie in unserm Geist, und raubt Gottes Herrschaft den Platz.

Steht es mit der Ehe nicht ähnlich? Ehe auf Probe, damit es nachher nicht soviel schlechte Ehen und Ehescheidungen gibt, das tönt ganz gut. Aber können wir den Kraftvorrat, der uns für das Leben mitgegeben ist, wieder auffüllen, wenn wir ihn zuerst einmal in einer leerlaufenden Maschinerie sich verpuffen liessen? Bleibt uns dann später in der richtigen Ehe, wenn die Pflichten und Aufgaben des Lebens an die Maschine angekoppelt sind, nicht nur ein ärmlicher Rest von Mut und Kraft, von Hoffnung und Glauben?

In der zweiten Hälfte des ersten Kapitels des Römerbriefes schildert der Apostel in überquellendem Eifer um Gottes Sache die Folgen davon, wenn die Menschen dem Geschöpfe mehr dienen als dem Schöpfer, Geld und Gut und sich selbst mehr als Gott. Seine leidenschaftlichen Vorwürfe sind auch heute noch nur zu wahr, ganz besonders auch für die Ehe.

Wirkliche Lösung kann nur so kommen, dass wir Gottes Ehre und Herrschaft wieder voran stellen, womit anzufangen keiner auf den andern zu warten braucht, wenn wir zur Vollendung auch alle einander nötig haben.

Die Jugend, die Gottes Sache ergreift, ob arm oder reich, befreit sich aus dem Fluch des Geldes und findet begeisternde Aufgaben in Fülle, um sich dafür einzusetzen, Arbeit genug, um ihre Kräfte darin zu üben und zu stählen; sie braucht sie nicht zu vergeuden.

Ehen, die geschlossen werden im Willen, ein Stücklein Gottesreich, wie winzig es auch sei, auf Erden vorzubauen, brauchen nicht auf Probe abgeschlossen zu werden, sie sind unverbrüchlich und wären es selbst, wenn es kein Zivilstandsregister gäbe.

Familien, die so gegründet sind, können auch gar nicht anders, als ein offenes Herz haben für alle Kinder Gottes, die aus Unglück oder aus fremder und eigener Schuld in Not sind.

Dann hält auch nicht ein Mensch den andern, und halten uns nicht alle miteinander die irdischen Begebenheiten davon zurück, in Stunden, in denen Gott uns auf eine Bergeshöhe ruft, hinaufzusteigen. Im Gegenteil, dann können wir mit dem oder jenem zusammen hinauf wandern.

Gewiss würde es auch dann noch Irrtümer und Fehler und Konflikte geben. Aber es wäre das Straucheln auf einem Wege aufwärts, nicht mehr, wie es jetzt so oft scheint, das Ausgleiten auf einer schiefen Bahn abwärts. Jeremias Gotthelf zeichnet öfters solche schwache, schwankende, stolpernde Menschen, die aber doch auf dem rechten Weg sind und darum das Ziel erreichen.

Auch dann noch mag es Konflikte zwischen alt und jung geben, denn das Stirb und Werde wird sein bis an das Ende der Zeit. Aber wie anders wird es da schon sein, wenn die Alten, gelöst aus dem Banne des Besitzes, nicht mehr fürchten müssen, dass die Jungen all' ihre wirtschaftliche Vorsorge zu nichte machen und die wirtschaftliche Welt, die sie erbaut und erhalten haben, über den Haufen werfen könnten.

Auch da mag es noch Ehen geben, in denen Mann und Frau sehen, dass sie sich in einander geirrt haben, oder in denen sie sich auseinander entwickeln, ja Ehen, die gelöst werden müssen, weil sie der Herrschaft Gottes im Wege stehen.

Aber welche Rolle spielt jetzt immer noch das Geld bei der Gründung und beim Verlauf der Ehen! Wieviel weniger unglückliche Ehen gäbe es ohne dies! Und wie schwer wiegt auch die Geldfrage bei der Lösung einer Ehe!

Vom Gelde aus, namentlich auch vom Erbrecht aus, ist etwas wie eine Zwangsjacke über das ganze Sein und Wesen der Familie gezogen, und es möchte sein, dass, wenn diese zerrissen wäre, auch die äussern gesetzlichen Formen der Ehe und das Erbrecht wie auch das Eltern- und Kindesrecht schlichter und freier werden könnten.

Aber hat es einen Sinn, an eine solche Zukunft zu denken? Weist nicht alle Erfahrung, die wir an uns und andern machen, vielmehr auf Ende und Untergang hin? Ist unsere Welt nicht hoffnungslos grau und trübe und darum „würdig des Todes“, wie Paulus an der erwähnten Stelle des Römerbriefes sagt?

Gewiss ist sehr viel Trübes da, Trübsal aber bringt, sagt der gleiche Paulus wenig später, Geduld, Geduld aber bringt Erfahrung, Erfahrung aber bringt nicht Verbitterung und Resignation, wie es uns so leicht vorkommt, sondern Hoffnung, und Hoffnung lässt nicht zu Schanden werden.

A. Bietenholz-Gerhard.

## **2. Momentbilder aus einer dermatologischen Poliklinik.**

8 Uhr abends: Im Wartsaal zusammengedrängt warten zahlreiche Patienten, wohl 60 heute abend. Alle Berufe sind vertreten, Tagelöhner, Fabrikarbeiter, Kaufleute, Handwerker. In kleinen Gruppen treten sie in den Behandlungsraum hinein. Die grosse Masse geht in den hinteren Saal, wo die Tripperkranken behandelt werden. Immer das gleiche Durchlaufen, die gleiche Kontrolle durch Urin- und Mikroskopuntersuchung. Hier ein Familienvater, 28 Jahre, Giesser, mit schwarzen Händen. Er hat sich durch ein Strassenmädchen verführen lassen. Das Uebel war von Anfang an schwer, hat Komplikationen erfahren, droht zur Sterilität zu führen. Er

wagt es nicht, seiner Frau die Wahrheit zu sagen, spricht von einem Hufschlag, einer Erkältung. Daneben ein junger Handwerker, 23-jährig, den wir wegen schweren Komplikationen haben operieren müssen, kommt mit einer neuen Infektion. Er tut uns leid: den hatten wir schon gewarnt, er solle enthaltsam leben, seine Aufmerksamkeit auf die Schwere seines Leidens hingezogen. Da ein junger Arbeiter, 20jährig, dessen Krankheit trotz aller Behandlung ewig dauert. Die Patienten stehen in jedem Alter: 17, 20, 25 bis 30 Jahre und mehr. Wenn wir sie fragen, wie sie angesteckt wurden, so antworten sie regelmässig: Ich habe getanzt, getrunken, ich habe es in der Verwirrtheit gemacht, das Mädchen sah doch so gesund aus. Name und Adresse der weiblichen Person, die sie infiziert hat, werden sofort aufgenommen, das Mädchen wird zur Untersuchung und ärztlichen Behandlung vorgeladen. Kommt sie dieser Mahnung nicht nach, so wird sie der Polizei angezeigt und zur Untersuchung gezwungen; wird ihre Krankheit als gefährlich für die allgemeine Gesundheit erkannt, so ist sie zu einer längeren Kur in einer dermatologischen Klinik verpflichtet.

Das Nacheinanderkommen geht weiter: Hier ein Kaufmann, 21-jährig. Die Krankheit hat sofort schwere Komplikationen erfahren. Der Junge wünscht ins Ausland zu ziehen, diese dumme Geschichte droht alles zu kompromittieren. Ein junger Handwerker, 27jährig, will auch ein Zeugnis. Er wird wegen Erforschung der Vaterschaft vor Gericht geladen. „Ich habe es in der Verwirrtheit gemacht. Sie entspricht doch nicht meinem Ideal. Ich kann sie nicht heiraten. Oder ich heirate sie und scheide nachher, die Schande wird für sie und das Kind weniger gross sein. Ich zahle schon den Unterhalt des Kindes.“ Ein junger Handwerker, 21jährig, hat ein Mädchen schwanger gemacht. Wie soll man die Lösung finden? Soll man das Kind auf die Welt kommen und von der Ehefrau adoptieren lassen, oder soll man die Schwangerschaft unterbrechen — gefährlicher und vor das Kriminalgericht führender Eingriff? Immer die gleichen Bangegefühle, die gleichen trüben und schwierigen Auswege, die gleichen egoistischen Ausreden des Mannes, der sich von dem verführten Mädchen und unschuldigen Kind befreien will.

Die Syphilitiker sind zum Glück weniger zahlreich. Sie stehen in jedem Alter: 18, 20, 25, 30 Jahre und mehr. Die Behandlung ist eine schwierige, dauert drei Monate und mehr, und schwächt den Organismus. Hier der junge T., 21jährig, bietet einen traurigen Anblick. Er ist von den Arseneinspritzungen schwer anemisch (blutarm. D. Red.), sein Gesicht ist blass. Beim jungen S., 20jähriger Arbeiter, hat die Krankheit schon von Anfang einen schweren Verlauf genommen; es musste mit starken Arsen- und Bismuth-Dosen eingegriffen werden. Die eingespritzten Metalle lassen am Zahnfleisch den gefürchteten Bleisaum zurück, der die Zähne lockert



und blosslegt. Daneben der junge Schlosser, 25jährig, der von einem Strassenmädchen verführt und infiziert wurde. Sein ganzes Leben wird davon verdorben. Schlecht daran ist auch der kleine Schneider M., 50jährig, der dazu noch Diabetes hat. Beide Krankheiten miteinander, das führt schnell zum Tode. Sollen wir die traurige Geschichte des Handwerkers M., 23jährig, erzählen, der bis dahin glücklicher Familienvater mit zwei Kindern war, in einem einzigen Abenteuer Syphilis und Tripper bekam, seine Frau infizierte und bald auch den beiden Kindern das traurige Geschenk machen wird? Die beiden Ehegatten kommen in unsere Behandlung. Was hat denn heute Abend Frau M.? Mit tiefer, von Schluchzen unterbrochener Stimme spricht sie mit der Aerztin. Was ist denn die Ursache dieses grossen Leides? Voll Verzweiflung über die Folgen seines Erlebnisses, und da die Krankheit nicht heilen will, hat der junge Handwerker sein Haus angezündet, um mit seinem Hab und Gut von der Grosstadt, der Ursache des Unglückes, wegzukommen. Die Polizei hat ihn verhaftet, ins Gefängnis geführt. Frau M. ist allein. Wohin soll sie gehen? Zu den Eltern fliehen mit der Schande an der Stirne? Mit tiefer, schluchzender Stimme jammert sie ihre Klage. Hier ein Handwerker, 32jährig. Er verdient 300 Fr. pro Monat, und kann nicht heiraten. Er hat bei einer Witwe die Liebe gesucht, er glaubte hier mehr Garantie zu finden als bei einem Strassenmädchen. Er hat als Geschenk eine Syphilis bekommen, die ihm mit einem grossen Geschwür die Oberlippe entstellt. Die Wunde wimmelt von Spirochaeten, den schrecklichen Erregern der Krankheit. Der Metzger vom Nachbarquartier hat sie auch bekommen; er kommt mit einem grossen Geschwür. Er ist doch verheiratet, Familienvater. Wir ermahnen ihn, er scheint sich der Schwere seines Uebels nicht bewusst zu sein. Vor kurzer Zeit kam ein junger Arbeiter, 23jährig, und zeigte ein zweifelhaftes Geschwür. „Aber Sie haben die Syphilis, junger Mann!“ sagt ihm der Professor. Er wollte sich gleich am Abend erschiessen. Die Geschichte: Seine Braut, ein hübsches Mädchen von 19 Jahren, hatte sich der Unzucht hingegeben, bevor sie seine Bekanntschaft gemacht hat, auf die Bitten ihres Bräutigams dieses Lasterleben verlassen, hat aber doch Zeit gehabt, eine Syphilis zu bekommen, und jetzt hat sie ihm dieses schöne Geschenk gemacht. Das Mädchen wollte auch gleich Selbstmord durch Vergiftung begehen. Anstatt gesunde und kräftige Kinder auf die Welt zu bringen, wird das Ehepaar Fehlgeburten, totgeborene Kinder haben. Die Ehe wird sich unter der Taufe der Arsen- und Bismutheinspritzungen vollziehen.

Am Nachmittag das gleiche tragische und traurige Nacheinander. Ein Mädchen, 17jährig, von blühender Gesundheit, wurde schon mit 16 Jahren verführt und seither von der männlichen Jugend immer mehr verdorben, bis eine venerische Krankheit sie zu uns



führt. Wir appellieren an ihr Ehrgefühl. Sie soll sich zusammennehmen, Disziplin halten, sie dürfe ihren Mutterschaftsreichtum nicht vergeuden, sie könne noch eine glückliche Ehefrau und Mutter werden. Da ein Mädchen, Fräulein, 21jährig, die von ihrem Verführer feig verlassen wurde, als sie ein Kind erwartete, das zum Glück tot auf die Welt kam. Weil unsere heutige Gesellschaft das als Schande betrachtet, haben die Eltern ihre Tochter aus dem Vaterhaus gejagt, und jetzt, weit vom Elternhaus, verfällt sie langsam der Prostitution; sie ist schon venerisch angesteckt. „Was wollen Sie? Ich bin doch nicht aus Holz, meine Natur verlangt das.“ Wir versuchen sie zu ermuntern: sie könne noch Mutter werden, sie glaubt aber nicht mehr an eine bessere Zukunft.

Der Trost der Medizin für die venerisch Kranken:

Den Tripperkranken eine gelbe Karte: „Der Tripper ist eine infektiöse Krankheit; Sie können ihren Lebensgefährten anstecken; Sie müssen sich ärztlich behandeln lassen, und dürfen nur mit Erlaubnis heiraten.“

Den Syphilitikern eine rote Karte:

„Die Syphilis ist eine schwere und ansteckende Krankheit. Sie müssen mit Ihrer Umgebung vorsichtig sein, und dürfen erst nach 3 bis 4 Jahren Behandlung heiraten.“

Schliessen wir ab. Viel verständiger wäre, anstatt unserer modernen Kanonen-, Kriegsschiff- und Wissenskulturs eine soziale und rationelle Arbeit, die unsern Jungen eine frühzeitige und gesunde Ehe erlauben würden, das einzige Vorbeugungsmittel gegen Jugendfehltritte und Geschlechtskrankheiten. Bunge sagt: Hunderttausende von Frauen leiden lebenslang an unheilbaren, quälenden Leiden, die ihre Ursache in einer Jugendsünde des Ehegatten haben. Sollen wir den Stein werfen? Der beste Charakter, der edelste und willenkraftigste Mensch kann eines Tages einen Fehltritt tun, der sein ganzes Leben ruinieren wird. Einige Tatsachen: Wir sehen in einer dermatologischen Poliklinik einer Grosstadt, für ein Arbeiterquartier, monatlich 50 neue venerische Patienten, darunter 4 bis 6 Syphilitiker.

In unseren Grosstädten verfallen jeden Tag Mädchen aus der Arbeiterklasse der Unzucht (brauchen wir das Wort Prostitution) aus rein materiellen Gründen. Hunderttausende von Jungen können in einem der physiologischen Reife des Organismus entsprechenden Alter nicht heiraten, aus rein wirtschaftlichen Momenten. Durch den verfluchten Krieg und den kolossalen Männerverlust sind hunderttausende von Frauen zu einem ihrer Natur widersprechenden Cölibat oder zu schandhafter Prostitution gezwungen. In der Schweiz haben wir keine offizielle Prostitution mehr, wohl aber eine offiziöse noch, die jährlich ihre weiblichen Opfer aus der Arbeiter-

klasse fordert. Die Syphilis droht eine nationale und internationale Volksgefahr zu werden.

Und wir sagen: Fluch dem Sanitätsoffizier, der seine Rekruten zur Unzucht aufforderte, Fluch dem Kompagniekommandanten, der als Arzt ganz geläufig Nachurlaube unterschrieb, in welchem bestimmte Motive angegeben waren. In einem einzigen solchen Erlebnis konnte der junge Soldat seine Gesundheit für das Leben verderben. Und wir sagen: Wehe den Reichen und Kapitalisten, die mit den Volksgütern wuchern und so indirekt die Unzucht fördern.

Als Livingstone, allein in der Wüste, sterbend auf seine alte Bibel kniete, schrieb er diese unsterblichen Worte: „Mein einziger Wunsch in der Einsamkeit ist dieser: Gott möge reichlich segnen alle diejenigen Araber, Engländer oder Amerikaner, die dazu beitragen werden, das grosse, scheussliche Geschwür Afrikas, die Sklaverei, zu heilen“. Und wir sagen, tief aus dem Herzen: Gott segne in Fülle alle diejenigen, mögen sie Pfarrer, Staatsmänner, Aerzte, Handwerker oder Arbeiter sein, die dazu beitragen werden, die grosse, schreckliche Wunde der Unsittlichkeit zu heilen.

Dr. René Guérin.

Zürich, im März 1929.

## Du sollst nicht töten.<sup>1)</sup>

Leo Tolstojs Rede gegen den Krieg.

Geliebte Brüder!

Wir haben uns hier versammelt, um gegen den Krieg zu kämpfen. Gegen den Krieg, das will heissen, gegen das, wofür sämtliche Völker der Erde, Millionen und Millionen von Menschen, einigen Dutzenden, manchmal bloss einem einzigen Menschen nicht nur Milliarden von Rubeln, Talern, Franken, Jens, die einen grossen Teil ihrer Arbeit repräsentieren, sondern auch sich selbst, ihr Leben uneingeschränkt zur Verfügung stellen. Und nun wollen wir, ein Dutzend Privatmenschen, die aus verschiedenen Enden der Erde

<sup>1)</sup> Wir erlauben uns, hiemit die Rede abzudrucken, die Tolstoi auf dem Internationalen Friedenskongress zu Stockholm im Jahre 1909 gehalten — hätte, wenn nämlich dieser nicht, höchst wahrscheinlich aus Angst vor dieser Rede, im letzten Augenblick „abbestellt“ worden wäre! Landauer hat sie seinerzeit in seinem Blatte „Der Sozialist“ gebracht. Wir bringen sie nun ebenfalls, auch Landauer zu Ehren und daneben, weil ihre lapidare Wahrheit so sieghaft alle Sophistik der jetzt wieder ins Korn schiessenden christlich-theologischen Kriegstheologie niederschlägt.

Es sei darauf hingewiesen, dass diese Rede als Flugblatt vom Tolstoi-Bund in Wien (Latschkagasse 9), dessen Vorsitzender unser Mitarbeiter Dr. Friedmann ist, bezogen werden kann. Man kann sich nicht leicht eine wirksamere Waffe im Kampf gegen den Krieg denken. D. Red.